

*5. Osnabrücker Kolloquium zum Hochschul- und Wissenschaftsmanagement
„Klassifizierung, Typologie“ am 5. März 2008 in der FH Osnabrück*

Beitrag von Helmut Fangmann, MIWFT NRW

Warum sollte man der Beobachtung von Differenz eine weitere, gewissermaßen autorisierte Differenzbeobachtung in Form einer Klassifizierung oder Typologie an die Seite stellen? Die Antwort kann nur lauten: Zur Reduktion von Komplexität zwecks besserer Orientierung. Damit stellt sich in einem ersten Schritt die Frage nach dem Adressatenkreis bzw. Zweck solcher Orientierungsangebote und in einem zweiten Schritt nach dem Orientierungsgehalt.

Natürlich kann es ein wissenschaftliches Interesse an Typologisierung geben. Die Frage hier lautet jedoch: Befriedigt sie auch ein über wissenschaftliche Zwecke hinausgehendes „praktisches Bedürfnis“. Meine Antwort darauf lautet: Eher nicht.

Blicken wir auf die Vereinigten Staaten, um den möglichen Funktionen einer Typologisierung auf die Spur zu kommen. Die US-amerikanische Hochschullandschaft ist bekanntermaßen extrem differenziert und ohne jegliche Systematik.* Auf den ersten Blick fällt die Orientierung außerordentlich schwer. Offensichtlich gelingt sie aber den verschiedenen Stakeholdern bzw. Interessenten im Hinblick auf ihre je differenzierten Informationsbedürfnisse ganz gut.

Warum?

Weil hinsichtlich der verschiedenen Fragestellungen offenbar ausreichend Informationen zur Verfügung stehen. So können sich etwa Studieninteressenten über verschiedene Quellen (wie Hochschule, Rankings, Ratgeberlektüre) sehr schnell vergleichende (!) Informationen über die Qualität und Werthaltigkeit von Studienprogrammen einholen. Vermutlich sehr viel schneller und zuverlässiger als hierzulande. Damit ist noch keine Aussage (Urteil) über die gesamte Institution getroffen, sie wird allenfalls projiziert.

* Siehe z.B. die Beschreibung von Uli Schreiterer in den Beiträgen zur Hochschulpolitik 14/2007 der HRK, besonders S. 41 ff.

Die Klassifizierung einer Institution als Ganzer, d.h. die Verdichtung auf eine Aussage bzw. einen Typus, wäre für eine Studienwahlentscheidung eindeutig zu unterkomplex. Und genau darin besteht der Mangel offizieller Typologien. Sie konstruieren bzw. unterstellen eine wirklichkeitsfremde Homogenität bzw. homogene Identität der betreffenden Institution. Hochschulen sind aber stark binnendifferenziert – sowohl in organisationaler als auch funktioneller Hinsicht. Neben diese strukturellen treten qualitative Differenzen innerhalb ein und derselben Institution, die sich nicht auf einen Begriff bringen lassen und je nach Beobachterperspektive ganz unterschiedlich ausfallen können.

Typologien und Klassifizierungen fokussieren typischerweise eine einzige aus vielerlei möglichen Beobachtungsperspektiven. Derlei spezialisierte Beobachtungen sind aber selten geeignet, Transparenz zu schaffen für die Wahlentscheidungen so unterschiedlicher Akteure wie Studierende und deren Berater, Auftraggeber, Kooperationspartner oder Politik.

Die Beobachtung von Differenzen ist zu unterscheiden von der Setzung von Differenzen (die in der Folge eine Beobachtung und Klassifizierung derselben nach sich ziehen kann). So kann es durchaus Sinn machen, unterschiedliche Typen von Hochschulen einzurichten, wie wir sie etwa in der Unterscheidung von Universitäten und Fachhochschulen hierzulande vorfinden. Das ist zunächst einmal eine funktionelle, also an je unterschiedlichen Aufgabenstellungen festzumachende Unterscheidung, der weder eine Hierarchisierung noch eine Qualifizierung zugrunde liegt, welche also diesbezüglich keine Orientierung schafft.

Interessant ist dabei, dass neue Konvergenzen, wie etwa die Vereinheitlichung des Studiensystems im Zuge des Bologna-Prozesses, die konstitutive Differenz der Strukturtypen Universität und Fachhochschule nicht zwangsläufig aufhebt oder mindert. Der Staat erwartet auch künftig von den FH'n keine Forschungsleistungen in der Art und dem Umfang wie von den Universitäten. Dies rechtfertigt die Beibehaltung der Differenz z.B. in der Personalstruktur, in der Ausstattung oder im Programmangebot (z.B. Duale Studiengänge).

Unabhängig von der gesetzten Differenzierung nach Hochschultypen gibt es erste Anzeichen einer wettbewerblichen Ausdifferenzierung der Hochschullandschaft. Noch steckt der institutionelle Wettbewerb zwischen Hochschulen hierzulande gewissermaßen in den Kinderschuhen, weil treibende Kräfte wie z.B. eine veritable leistungsbezogene Mittelverteilung kaum ausgeprägt sind. Im Bereich von Studium und Lehre herrschen noch auf absehbare Zeit Verhältnisse wie auf einem „Verkäufermarkt“.

In der Forschung konkurrieren (einzelne) Wissenschaftler auf freiwilliger Basis um Drittmittel. Eine vorgängige Klassifizierung der antragstellenden Einrichtungen ist weder notwendig noch zielführend. Die Drittmittelgeber lösen das Entscheidungsproblem in jedem Einzelfall durch in der Regel Peer-gestützte Begutachtungen.

Zu einem Wettbewerb zwischen Hochschulen wird der Wettbewerb der Forscher erst, wenn deren Erfolg zusätzliche institutionelle Anreize verspricht. Das geschieht derzeit vor allem im Rahmen der Exzellenzinitiative und der Ausschüttung von Overheads für eingeworbene Forschungsmittel im Rahmen des Hochschulpaktes. Erst wenn diese Initialzündungen wettbewerblicher Differenzierung verstetigt und durch eine wettbewerbliche staatliche Mittelvergabe flankiert werden, wird eine Differenzierungsdynamik entfaltet, die die Hochschullandschaft nachhaltig verändert.

Die Veränderung besteht vor allem darin, dass die Hochschulen daraus selbst Schlussfolgerungen ziehen und strategische Entscheidungen im Hinblick auf ihre Positionierung im Wettbewerb ableiten. Das könnte dazu führen, dass Hochschulen unterschiedliche Profile über die verschiedenen Aufgabenfelder ausbilden. So könnte es dazu kommen, dass Universitäten sich erstmals stärker auf Lehre und Studienangebote als profilbildende Elemente konzentrieren und sich in der Forschung nur sehr selektiv zu profilieren versuchen.

Dass sich daraus jedoch tragfähige Typologien oder Klassifizierungen (für wessen Orientierungsbedürfnis?) ableiten lassen, möchte ich gleichwohl bezweifeln. Differenzierte Orientierungsbedürfnisse erfordern differenziertere Informationsgrundlagen.

Eine stärkere wettbewerbliche Differenzierung der Hochschullandschaft wird sich sicherlich in den verschiedenen Rankings und Ratings niederschlagen, die – wenn seriös gemacht – die jeweilige Gegenstandsebene (z.B. Forschung) fokussieren und nur bedingt Aussagen über ganze Institutionen treffen. Aus Rankings Typologien abzuleiten, wäre m.E. nur von begrenztem Erkenntniswert und insofern problematisch als daraus nicht intendierte Folgen für ganze Institutionen erwachsen könnten.

Zu verhindern sein wird dies jedoch kaum, wie die Denominierung sog. Exzellenzuniversitäten schon eindrucksvoll gezeigt hat.